

# Aufbau und Grundidee von "Lienhard und Gertrud"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **16 (1895)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917598>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Pestalozziblätter.

XVI. Jahrg. No. 5. Beilage zur „Schweiz. pädagog. Zeitschrift“. Dezbr. 1895.

Inhalt: Aufbau und Grundidee von „Lienhard und Gertrud“. — Zur 150. Wiederkehr von Pestalozzis Geburtstag. — Anzeigen der Kommission für das Pestalozzistübchen.

## Aufbau und Grundidee von „Lienhard und Gertrud“. <sup>1)</sup>

Über *Zweck und Ökonomie* von „Lienhard und Gertrud“ hat sich Pestalozzi in der Zueignung an Battier, die er dem letzten, vierten Teil voraussandte, folgendermassen ausgesprochen:

„Lies, Freund! diese Bogen. Ich ende mit ihnen das Ideal meiner Dorf-führung. Ich fing bei der Hütte einer gedrückten Frau und mit dem Bild der grössten Zerrüttung des Dorfes an und ende mit seiner Ordnung.

„Das Vaterland sagte laut und allgemein, als ich anfang: das Bild der armen Hütte und der Zerrüttung des Dorfs ist Wahrheit. Der Mann am Ruder des Staats und der Tagelöhner im Dorf fanden einstimmig: es ist so! Es war das Bild meiner Erfahrung; ich konnte nicht irren.

„Nun ging ich weiter, stieg zu den Quellen des Übels hinauf. Ich wollte nicht bloss sagen: es ist so; ich versuchte zu zeigen: warum ist es so? Und wie kann man machen, dass es anders werde? — Das Bild ward umfassender. Die Hütte der armen Frau verschwand im Bild der allgemach anrückenden Darstellung des Ganzen.

„Es forderte viel. Die Mängel des Dorfs mussten in allen Verhältnissen dargelegt werden wie die Mängel des Lienhard und des Hummel. — Die Schwierigkeiten einer bessern Volksführung mussten auf eine dem wahren Zustand des Volkes angemessene Art gehoben und die Möglichkeit der gänzlichen Umschaffung des Seelenzustands desselben im Zusammenhang aller seiner Verhältnisse entwickelt und angelegt werden. — Die wahren Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung mussten durch alles Gewirr der tausendfachen Hindernisse hinab in die niedern Hütten gebracht werden; und das alles sollte sich allenthalben an wirkliche Volksbegriffe und Volksgefühle anschliessen, und allenthalben sollte die innere Stimmung der niedern Menschheit den Bildern nahe stehen, die ich hinwerfe, sie zu reizen, sich selber zu helfen.

„Ich wollte offen handeln vor dem Volk, wie vor seinen Herren, und beide durch richtigere Kenntnisse der gegenseitigen Wahrheit in ihren Verhältnissen einander näher bringen.

„Das ist, was ich versuchte zu leisten. Das Wesentliche von allem, was ich sage, habe ich gesehen; und sehr vieles von dem, was ich anrate, habe ich

<sup>1)</sup> Aus dem Aufsatz „Zur Beurteilung und Entstehungsgeschichte von Lienhard und Gertrud“ in der neuen Auflage der Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud, 1. und 2. Teil (Zürich, Schulthess 1896).

getan. — Auch ist meine Bahn unbetreten; es hat es noch niemand versucht, den Gegenstand in diesen Gesichtspunkten zu behandeln.

„Alles, was ich sage, ruhet in seinem Wesen ganz bis auf seinen kleinsten Teil auf meinen wirklichen Erfahrungen. Freilich irrte ich mich in dem, was ich ausführen wollte; aber eben diese Irrtümer meines tätigen Lebens haben mich in Lagen gesetzt, das zu lernen, was ich nicht konnte, da ich es tat.“

Wenn in dieser Weise die Entwicklung des Schauplatzes an sich schon in konzentrischen Kreisen fortschreitet, deren geistiger Mittelpunkt der Idee nach doch das Haus der Gertrud in gewissem Sinn bleibt — denn im 3. Band geht Glüphi für die Einrichtung der Schule mit Gertrud zu Rate, und selbst am Schluss des 4. Bandes noch (Kap. 73) wird auch der Herzog von Glüphi zu ihr geführt, mit den Worten: „Ohne sie hätte ich meine Einrichtungen nicht zu stande gebracht!“ — so macht sich weiterhin der Umstand sehr fühlbar geltend, dass das Buch nicht in *einem* Zuge geschrieben, ursprünglich mit dem ersten Band vorläufig abschloss, dem dann erst in zwei Jahren der zweite und wieder nach je zwei Jahren der dritte und der vierte Band folgten. Die Supposition, dass dasselbe die Erzählung eines alten Mannes von Bonnal wiedergebe (Pestalozzi macht gleich zum Eingang die Anmerkung: „ich muss hier melden, dass in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird“), tritt noch zweimal (I, 61 und II, 64)<sup>1)</sup> gelegentlich hervor; in den folgenden Bänden ist sie völlig fallen gelassen. Bestimmte Fäden, die in den ersten Bänden nur angedeutet sind, werden in den spätern ins Detail ausgesponnen, so das Projekt der Wiederverheiratung Rudis (I, 99), das im 2.—4. Teil eine Hauptgruppe der dorfgeschichtlichen Erzählung bildet; bei der Einführung des Baumwollenmeyers im Schlusskapitel des zweiten Bandes hat der Leser wohl noch keine Ahnung, welche hervorragende Stellung derselbe in den Fortsetzungen des Buches einnehmen wird; und während man im 1. Teil unter Bonnal an ein einfaches Dorf etwa wie Birr zu denken versucht ist, treten nach und nach so viele typische Gemeindegossen auf die Bühne, dass wohl das grösste Dorf der Welt kaum einen solchen Reichtum mehr oder weniger interessanter Persönlichkeiten aufweisen dürfte.

Dazu gesellt sich noch eine andere Verschiedenheit in der Darstellung der einzelnen Teile. Der erste bildet ein abgerundetes Gemälde, aus einer Reihe lose gereihter Einzelszenen, mit dramatischem Fortschritt, in den Raum weniger Tage zusammengedrängt (Mittwoch vor Ostern bis wenig über den 21. März [I, 80] herum); der zweite setzt die Erzählung über weitere vierzehn Tage (I, 89) bis zur Darstellung der Lebensgeschichte des Vogts durch den Pfarrer von Bonnal fort, wobei freilich Pestalozzi den ursprünglich gesetzten Termin soweit ausser Auge lässt, dass er diese Predigt (II, 70) am 18. Herbstmonat gehalten werden

<sup>1)</sup> In den nun nachfolgenden Zitaten bezeichnet die zweite Zahl nicht die Seiten, sondern die Kapitel des betr. Teiles von Lienhard und Gertrud.

lässt, ohne dass der zeitliche Fortschritt innerhalb des 2. Teils irgend dazu Veranlassung gäbe; hier liegt das Hauptgewicht auch äusserlich schon in dieser Predigt, die ziemlich genau einen Drittel des Bandes einnimmt und in welcher Pestalozzi die Genesis menschlicher Verworfenheit in Form einer Lebensbeschreibung zur Darstellung bringt, um das Resultat dieser Verworfenheit, den sündigen Menschen und Bösewicht selbst, analog der Auffassung in seiner gleichzeitig veröffentlichten Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord“, nicht sowohl dem Abscheu als dem Nachdenken und Mitleid seiner Leser zu empfehlen. Mit dem dritten Teil kehrt Pestalozzi zur Erzählung zurück und zwar auf grund des erweiterten Problems, der Rettung und Veredlung der Gemeinde Bonnal als solcher, vorbildlich für alle menschenveredelnde Staatsreform, und in erneuter Frische der dichterischen Konzeption. Szenen derben Humors wechseln mit Episoden wunderbarer Tiefe, z. B. III, 26 „der Mensch verglichen mit der schönen Natur“; und das Bild der Tochter des Erhängten, die ihres Vaters Grab im Wald mit Blumen schmückt (III, 48 ff., 63), gehört wohl zum schönsten, was Pestalozzis dichterischer Genius geschaffen. Dann aber, nachdem das Rettungswerk in Bonnal während Arnens Krankheit seine Feuerprobe bestanden, verlässt er, von seinen Reformgedanken überwältigt und von dem Bedürfnis gedrängt, dieselben noch vor dem Ende des vierten Bandes vollständig aufzurollen und der Landesregierung zur Durchführung im Grossen zu übermitteln, den Boden der Dorfgeschichte gänzlich und betritt dafür das Gebiet staatsphilosophischer Erwägungen und theoretischer Darlegungen, welche die letzte Hälfte des vierten Teils zu einer zwar für die Denkart der Aufklärungszeit und Pestalozzis höchst interessanten, aber für den blossen Romanleser des achtzehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts durchaus fremdartigen und ungeniessbaren Leistung gestaltet haben.

Man wird gewiss nicht behaupten wollen, dass diese Ungleichheiten und Unebenheiten in dem Gewebe des Buches objektive Vorzüge desselben seien, ebensowenig als die kleinen Ungleichheiten und Unebenheiten, die dasselbe in Schreibung der Namen der auftretenden Personen, der Kinderzahl in ihren Familien und der Fixirung des Osterdatums enthält, und ohne Zweifel hat der anonyme zeitgenössische Zürcher-Rezensent Recht, wenn er vom Standpunkte der Kunstkritik aus Pestalozzi die Lehre erteilt: „ein Romanschreiber wie ein Feldherr muss nie keinen der geringsten Winkel seines Planes aus dem Auge verlieren.“ Allein Iselin hat doch wohl auch Recht gehabt, wenn er, gleich dem Autor selbst, den „Lienhard und Gertrud“ aus Pestalozzis Feder trotz all solcher Mängel der kunstgemässen Überarbeitung durch einen jungen Geistlichen vorzog. Auch in diesen Mängeln spiegelt sich ja der nämliche Pestalozzi wieder, der über die Äusserlichkeiten des Lebens sorglos dahinschritt, weil er den grossen Traum der Menschheit träumte und der mit seinem Werke weder die Befähigung zum kunstgerechten Romanschreiber noch zum Civilstandsbeamten oder Kalendermacher dartun, sondern nur der armen

Menschheit den Weg zum Himmel auf Erden zeigen wollte, wie er seiner Seele in leuchtender Schönheit vor Augen stand.<sup>1)</sup> Das ist eben der Pestalozzi, wie er lebte und lebte, der in diesem Buch uns entgegentritt, der Pestalozzi, dessen Geistes- und Gemütsleben, wie Niederer rund und klar es ausgesprochen hat, darin seinen Zentralpunkt besass, „dass er in sich, d. h. in seinem Bewusstsein hinsichtlich dessen, was ihn unaufhörlich trieb und bewegte, weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern blosse Gegenwart, dass sein inneres Leben, mit Einem Wort, *keine Geschichte hatte*“; es sind die Schatten des Menschen, der, weil er nur Mensch sein wollte und das Menschliche in ungewohnter Reinheit, Mannigfaltigkeit und Unmittelbarkeit widerspiegelte, durch seine Persönlichkeit Unsterbliches wirkte.

Welches ist nun *die Grundidee*, die Pestalozzis Buch „Lienhard und Gertrud“ weit über die gewöhnlichen Menschheitsträume hinaushebt und ihm bleibenden, auch für die Zukunft massgebenden Wert verleiht, und deren Grösse gegenüber das Abwägen kleiner Einzelvorzüge und Schwächen bedeutungslos wird?

Es ist die von Pestalozzi mitten im Jammer der Armut seiner selbst und seiner Umgebungen gewonnene Überzeugung von der Kraft der Menschennatur, durch ihre Entfaltung sich selber zu einem menschenwürdigen und menschlich schönen Dasein zu erheben, nicht im Gegensatz, sondern vielmehr begleitet und vertieft vom Aufblick zu einem allweisen und allgütigen Vater im Himmel, wohl aber in vollem und schärfstem Gegensatz gegen alles menschliche Gnaden- und Satzungswerk. Der Mensch kann sich selbst helfen und soll sich selbst helfen; *der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten der Erde*. Und mit flammendem Wort spricht es Pestalozzi aus: „*es sei, wie wenn es nicht sein müsse, dass Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt werden*; die ganze Natur und die ganze Geschichte rufe dem Menschengeschlecht zu, es solle ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das beste, das man dem Menschen tun könne, sei, dass man ihn lehre, es selber zu tun.“ (IV, 33.)

So muss denn die Reform der Menschheit, durch welche dieselbe allein dauernd und nachhaltig zur Menschlichkeit emporgehoben wird, *von innen herausgehen*, und was von Oben herab zu diesem Zwecke geschehen kann, ist nur Handbietung zur Entfaltung der Selbstkraft. Es ist ja gewiss auch ein pestalozzischer Gedanke, den Lienhard in seiner Unterredung mit Gertrud (I, 13) aus-

<sup>1)</sup> Schon unterm 13. August 1779 äussert sich Pestalozzi darüber an Iselin: „Ich bin nicht zum Schriftsteller gebildet; mir ist wohl, wenn ich ein Kind auf meinen Armen habe, oder ein Mensch, woher er kommt, mit Gefühl für Menschlichkeit vor mir steht, — und dann vergesse ich die arme Wahrheit, die sich mit der Feder modeln lässt, und gehe an der Hand der lieben Natur ohne Buch und Führer, sowie ein jeder Mann im Zwillich neben mir gehen kann, meine Strasse, und weiss so wenig von den Fusswegen und schönen Spaziergängen der Schriftsteller als ein Dorfjunge, und für alles, was mich nicht als Bedürfnis der Menschheit interessirt, bin ich unbekümmert und einer der unwissendsten Menschen — daher muss alles, was ich als Schriftsteller sagen kann, eine äusserst mangelhafte Seite haben.“



spricht: „ich denke immer, man sollte mehr tun, um allen Armen Arbeit und Brot zu verschaffen; ich glaube, sie würden dann auch alle besser sein, als sie in der Verwirrung ihrer Not und ihres vielen Jammers jetzt sind.“ Aber sofort antwortet ihm Gertrud darauf: „O Lieber! das ist bei weitem nicht so. Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein; aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muss das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen; und zu diesem Zweck kommen die weit mehrern Menschen eher durch Not und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden.“ Die Erfahrung hat Pestalozzi gelehrt, dass um ihrer äussern Lebenslage willen in den Hütten *der Armut* der Weg zu den Zielen wahrhaften Menschenwertes weniger gefährdet ist als im Herrenhause: „man muss in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen!“ (I, 98.)

Und hier findet sich das Heilmittel in der Einfachheit und bildenden Kraft der *Wohnstube*, und wer es schafft, das ist die *Mutter*, die wahre, nur dem Wohl der Ihrigen mit unendlicher Liebeskraft lebende Mutter, die *Gertrud*. „So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weisst du, dass sie wieder aufstehet und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind. Leser, ich weiss, es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: dieses Bild der grossen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.“ (II, 24.)

So wird die Mutter Ausgangspunkt und Vorbild für alle Volkserziehung, auch für die *Schule* des Volkes, die genau besehen darin ihren Hauptzweck erhält, „den Kindern das zu ersetzen, was sie von ihren Eltern nicht bekommen und doch so unumgänglich nötig haben“ (III, 2); und so wird anderseits in Arnens Gesetzgebung (IV, 51 ff.) die *Reform des öffentlichen Lebens* nach dem Vorbilde der Wohnstube durchgeführt: indem die Gemeinde durch Organisation der gegenseitigen Handbietung und Kontrolle gleichsam die Familie im Grossen zur Darstellung und dieses Familienbewusstsein durch gemeinsame Prüfungsstunden und sinnbildliche Festfeiern zum Ausdruck bringt, leistet sie für das Volksleben, was die Einzelfamilie für deren Angehörige; sie verbürgt die Aufrechthaltung einer festen und weisen Ordnung und jeglichen Fortschritt.

Wirklich haben wir denn auch in dem Idealbild des Zukunftsstaates, der nach Pestalozzis Vorschriften organisirten Gemeinschaft, die volle *Selbstregierung* des Volkes durch die aus ihm selbst erwählten Dorfräte u. s. w. Die ganze Tätigkeit Arnens und Glühis ist eigentlich nur eine Handbietung, dass die Gemeinde durch die von ihnen getroffenen Einrichtungen dazu gelange, sich ihren wahren Bedürfnissen gemäss selbst zu verwalten, eine Erziehung des Volkes zu dem Zwecke, ihr eignes Eingreifen allmählig überflüssig zu machen;

ja Pestalozzi geht so weit, dass er voreilend „nach Jahr und Tag“ — in Kap. IV, 62, das den Titel trägt: „Dahin zielte ich von Anfang, und wenn du Nein sagst, Leser, so musst du zurückgreifen und zu vielem Vorhergehenden Nein sagen“ — den Baumwollenmeyer vor der Gemeinde den Plan entwickeln lässt, durch Ersparnisse einen Fonds zu sammeln, der durch seine Erträge die herrschaftlichen Gefälle und Abgaben sicher stellen und so die herrschaftlichen Rechte an das Dorf tatsächlich ablösen würde; und es gelingt ihm auch, Arnern und Glüphi von der Richtigkeit seiner Rechnung zu überzeugen und für seinen Vorschlag zu gewinnen: „sie sahn besonders, dass derselbe den Menschen vorzüglich dahin führe, sein bürgerliches Glück durch sich selbst und durch weisen Genuss seiner Familienverhältnisse zu suchen, und waren schon längst überzeugt, dass die Rücklenkung des Menschen zu diesen in der Natur gegründeten Verhältnissen weit das vorzüglichste Mittel sei, ihre bürgerliche Glückseligkeit sicher zu stellen.“

Also das ist die letzte Konsequenz von Pestalozzis Grundidee: *Erringung voller bürgerlicher Freiheit* durch genossenschaftliche Selbsthilfe zur tatsächlichen Entkräftung und Beseitigung der historischen Abhängigkeitsverhältnisse des Landvolks gegenüber den bisherigen Inhabern der Lehen-, Bodenzins- und Steuerrechte, ohne Rechtsverletzung im Einverständnis von Volk und Herrschaft angebahnt und zu friedlicher Durchführung gebracht.

Ein schöner Traum vielleicht, sicher aber ein eines Propheten des Völkerglücks würdiges Ideal, die *höchste Idee republikanischen Vaterlandssinnes*, trotz der Einkleidung des Vorganges in die Verhältnisse eines Dorfes, das einem Erbherrn gehört, und eines Landes, das von einem Herzog regiert wird.

Denn auch die grössten Männer sind Kinder ihrer Zeit, und die höchsten Ideen treten uns bei ihnen in der Gestalt und Schale ihrer persönlichen Individualität und der Anschauungsweise ihrer Zeit entgegen. Und in dieser Gestalt und Schale liegen die Schwächen des Buches; ja, die Haupteinwürfe, die gegen dasselbe gemacht worden sind, von den gelehrten Zürcherrezensenten des 18. Jahrhunderts an bis auf die Sozialdemokratie unserer Tage, richten sich auf diese Schale, die eben nicht der Kern ist, aber die Aussenseite, die zunächst ins Auge fällt und zufolge der Eigentümlichkeit Pestalozzis und der Zeitströmung den geschichtlichen Verlauf der Darstellung so stark dominirt, dass man wirklich bisweilen versucht ist, sie für den Kern zu halten.

Von aussen besehen stellt sich nämlich der Hergang gerade umgekehrt so dar: Das Dorf kommt *nicht* aus eigener Kraft empor; es ist vielmehr nur *Objekt und Material für die menschenbeglückenden Ideen des Erbherrn Arnerns*, der mit Hilfe des Pfarrers und nachher auch Glüphis und des Baumwollenmeyers demselben seinen Willen in einer Weise aufzwingt, die zwar stets aus den edelsten Motiven und einer fast übernatürlichen Kenntnis des wahren Sachverhaltes hervorgeht, aber doch in seinen einzelnen Tathandlungen eine ganze Reihe despotischer Willkürlichkeiten aufweist; nur eben, dass in ihm ausnahmsweise einmal

statt eines menschenbedrückenden ein menschenbeglückender Despot auftritt. Bei ruhiger Überlegung wird man z. B. den Einwendungen, die der Zürcher Kritiker gegenüber dem Verlauf des Gerichtstages (II, Kap. 40 ff.) erhebt, so ziemlich in allem Wesentlichen Recht geben müssen.

Zur Erklärung dieser Sonderbarkeit und zur Lösung des Widerspruches müssen wir uns folgendes vergegenwärtigen.

1. Es handelt sich in „Lienhard und Gertrud“ nicht um den bereits errungenen Idealzustand, der die Selbstregierung des Volks ermöglicht und zu seiner Grundlage hat, sondern um die *Erziehung* zu diesem Idealzustand. Erziehung setzt aber immer Bevormundung voraus, jedoch eine solche, welche allein das Wohl des Kindes und nicht das Machtbewusstsein zum Ausgangspunkte aller ihrer Handlungen hat und damit allmählig durch ihr eigenes Wirken sich überflüssig macht. Diese Vaterstellung, die nicht mit dem Kinde parlamentirt, sondern es einfach seiner höhern Einsicht gemäss und nötigenfalls auch mit Zwang leitet, ist Arner dem Volk gegenüber zugewiesen, und der schöne Auftritt, wo Arner der Vatername erteilt wird (III, 57), knüpft genau an die Erkenntnis an, die im Spruch des Knechtes Hans zum Durchbruch kommt (Schluss von III, 56), dass Arner es sei, „dem an der hölzernen Schüssel und an dem hölzernen Löffel so viel gelegen,“ d. h. dass das Wohl des Volkes, das Glück seiner Kinder der *alleinige* Leitstern seiner Regentenhandlungen sei. „Und aus Einem Mund stimmte Alles: der Hans hat das beste Wort geredet,“ so schliesst die einleitende Szene.

2. Nun kommt aber weiter hinzu, dass, während eine solche Erziehung des Volkes selbstverständlich immer ein sehr langsamer, durch viele Zwischen- und Rückfälle unterbrochener Hergang sein wird, das Bedürfnis eines spannenden und raschen Fortschrittes der Erzählung sowohl als Pestalozzis Naturell einer solchen langsam entwickelnden Darstellung durchaus entgegenstehen. Alles wird daher auf die Zeit weniger Wochen und Monate zusammengedrängt, und Pestalozzi ist eine viel zu stürmische, ungeduldige Natur und viel zu sehr von der Notwendigkeit und Sicherheit des Erfolgs überzeugt, als dass er nicht, gewissermassen ohne sich umzusehen, und nur das Ziel im Auge, nach diesem letztern vordränge. Weil Arner, d. h. Pestalozzi, das Rechte will und das Ziel ein unfehlbares ist, kommt dem Autor der objektive Masstab für die Handlungen Arnerns, des Trägers seiner Ideen, darüber, wie sich dieselben in der nun einmal bestehenden Ordnung der Dinge darbieten, abhanden, und die Unfehlbarkeit des Ziels geht auf Arnerns Handlungen selbst über; da werden im Glauben Klüfte, als beständen sie nicht, übersprungen und Berge von Schwierigkeiten versetzt; und je mehr dies geschieht, je mehr die Hauptpunkte des Fortschrittes gewissermassen nur angedeutet, nicht ins Detail ihrer Nachwirkungen verfolgt werden, desto mehr tritt Arnerns Eingreifen in den Vordergrund, desto weniger gelingt es, den Schein zu vermeiden, dass aller Fortschritt eigentlich mehr oder weniger nur auf diesem Eingreifen und seiner Willkürlichkeit beruhe. Man versuche es einmal, in analoger Weise summarisch die Erziehung eines wirklichen Sohnes durch seinen



Vater zu schildern; man wird der Gefahr nicht leicht entgehen, dass der Schlusseindruck der ist: ja, wenn der Sohn diesen Vater nicht gehabt hätte! und dass man vergisst: der Vater hat solche Wirkung auf seinen Sohn nur darum haben können, weil er die Natur seines Sohnes so durch und durch kannte und ihr deshalb seine Handlungsweise anpassen konnte, wie es in unserm Buche Voraussetzung ist, dass Arner die Natur des Volkes kennt, oder mit andern Worten, wie Pestalozzi von der tiefen Überzeugung getragen war: „ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, *wie es war und wie es sich niemand zeigte*“.

3. Endlich kommt in der Auffassung, dass der Fortschritt durch die Aufklärung der höhern Stände und der Regenten angebahnt werden müsse und könne, die ganze Denkweise der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck. Der Zeit der Revolution ging eine Zeit von Reformversuchen von oben herab voran, an deren durchgreifende Wirkung man naiv glaubte und glauben konnte, ehe der Beweis des Gegenteils durch die Tat erbracht war. Es ist die Zeit des aufgeklärten Despotismus eines Pombal, Joseph II. und Friedrichs II., und „Lienhard und Gertrud“ bringt in einer Anmerkung zu I 6 ausdrücklich einen Beleg, wie auch die Anfänge der Regierung Ludwigs XVI. von diesem Gesichtspunkte aus in verklärtem Lichte gesehen wurden. Man dachte sich die Aufgabe so schön, den Erfolg so leicht und sicher, und die Worte des Marquis von Posa an König Philipp, die in der Zumutung gipfeln: „Gehn Sie Europens Königen voran. Ein Federzug von dieser Hand und neu erschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit!“ waren nicht dem 16., wohl aber der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenso aus dem Herzen gesprochen, wie des nämlichen Schillers Warnung in der „Glocke“: „Wo sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“ Dieser Glaube an die Macht des aufgeklärten Despotismus wie der Unglaube an eine bleibende Veredlung als Frucht einer gewaltsamen Auflehnung des Volkes gegen die bestehende Ordnung der Dinge, wirkt mehr oder weniger unbewusst mit in dem Aufbau der Erzählung von „Lienhard und Gertrud“ und kommt zu klarem Ausdruck in Pestalozzis Kommentar zu diesem Buche, „Christoph und Else“ (8.—12. Abendstunde).

4. Wenn dann einmal zur Vernichtung der Fesseln, in denen die Würde der Menschheit schmachtet, der natürliche Weg nicht anders als durch die von oben ergriffene Initiative angebahnt werden kann, so ist es nur eine Folge der von Pestalozzi in seiner Heimat gemachten Erfahrungen, dass er zur vorbildlichen Durchführung dieser Initiative nicht eine Aristokratie wie die bernische, oder ein Zunftregiment wie das zürcherische tauglich hält und auswählt, sondern sie in erster Linie von der monarchischen Gewalt erwartet und ihr zuweist<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Das nämliche war schon bezüglich der Armenerziehungsanstalt Pestalozzis Hoffnung und letztes Auskunftsmittel gewesen: Übersiedlung in einen monarchischen Staat. Er schrieb u. a. darüber an Iselin (Keller a. a. O. S. 84) im 8. Brief d. 9. April 1779: „Jetzt reduziere ich in der Schweiz . . . Ich will einen Fürsten nur um freien Sitz auf einem Landhaus und um einige arme Kinder bitten, mit denen ich als Vater ohne Geräusch im stillen allein gelassen im kleinen arbeiten will, bis ich weiter komme . . . Zu meinem Endzwecke suche ich einen Minister, der Mensch ist; — wo er auf Erden ist und Sie mir raten, gehe ich diesen Sommer hin.“

„In Ihren Gegenden“, schreibt er 1787 an Zinzendorf in Wien, „steigt so Vieles, das die höchsten Hoffnungen für die Zukunft erregen kann; bei uns nimmt es ab; die erlauchtesten Regenten, selber Fellenberg schreibt mir: von unsern verdorbenen Republiken hoffe ich keinen Fortschritt für das Volk. Es ist demütigend für uns, aber wahr: der Fortschritt der echten Volksführung muss in den Kabinetten weiser Fürsten vorbereitet werden; von uns her kommt dieser Fortschritt gewiss nicht mehr — *wir sind gewesen.*“ Auch mit dieser Verzweiflung an der Entwicklungsfähigkeit der heimischen republikanischen Zustände steht Pestalozzi keineswegs allein; die in den Briefen hervorragender Schweizer jener Zeit zu Tage tretende bewundernde Begeisterung für Friedrich II. wie die masslose Furcht vor der aggressiven Politik Josephs II. steht in innigem Zusammenhang mit dem Gefühl der heimischen Ohnmacht und Hilflosigkeit zu irgend welcher rettenden Tat. Natürlich aber wirkt unwillkürlich der monarchische Zuschnitt des Schauplatzes von „Lienhard und Gertrud“ dazu mit, den Schein zu mehren, als ob Pestalozzi die Menschheitsveredlung als solche aus den Händen des aufgeklärten Despotismus erwartet habe und damit den Grundgedanken des Buches zu verschleiern, dass den Menschen Niemand versorgen könne als er selbst, und dass das Beste, was man ihm tun könne, sei, dass man ihn lehre, *es selber zu tun.*

Und doch tun Arner und seine Mitarbeiter, genau besehen, eigentlich nichts anderes als dieses: „ihn lehren, es selber zu tun“.

## Zur 150. Wiederkehr von Pestalozzis Geburtstag.

(12. Jan. 1896.)

### III. Beschlüsse der Konferenz von Kantonsabgeordneten vom 21. Sept. 1895.

Unterm 19. Juni 1895 hatte in Zürich unter Vorsitz des Herrn Bundesrat Dr. Schenk eine Besprechung zur Formulierung der Anträge stattgefunden, die auf Grund der Verhandlungen vom 20. April den kantonalen Abgeordneten betr. Organisation der Pestalozzifeier vorgelegt werden sollten. Bereits war denn auch eine Einladung zur Sitzung der interkantonalen Konferenz auf den 15. Juli angesagt, als am 8. Juli der Unglücksfall erfolgte, der Hrn. Dr. Schenk mitten aus vollkräftigem Wirken aufs Sterbelager warf. Unter dem Vorsitze seines Nachfolgers im Departement des Innern, Hrn. Bundesrat *Ruffy*, versammelte sich dann die Konferenz Samstag den 21. Sept. im Ständeratsaale in Bern; 22 von 25 Kantonen waren vertreten. Nach einem einleitenden Votum des Herrn Schulsekretär Zollinger von Zürich und eingehender Diskussion einigte man sich auf nachfolgende Beschlüsse:

<sup>1)</sup> Das von Herrn Departementssekretär J. Rellstab ausgearbeitete eingehende Protokoll ist in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht worden.